

Die christliche Oikoumene als Topos der Ekklesiologie

vergangene Woche: Die bleibende Berufung des Volkes Israel:

- *locus proprius* auf der Grundlage der Offenbarung –
- *locus alienus* in der widerständigen Unverfügbarkeit

Die Spannung zwischen diesen beiden Aspekten gilt auch für die Ökumene:

- *locus proprius* im gemeinsamen Bekenntnis
- *locus alienus* im Hinblick auf die je verschiedene geschichtliche Konstitution der Kirchen

Bei der „Ökumene“ ist die Versuchung besonders groß, eine dogmatische Übersicht über die Entwicklung des Kirchenverständnisses in den verschiedenen christlichen Traditionen oder Konfessionen zu geben. Diese Vorlesung finden Sie vollständig auf der Website, und wir werden sie heute teilweise benutzen.

Anspruchsvoller ist unsere Aufgabe zu fragen: Wie werden uns die übrigen christlichen Traditionen zum „Topos“ unseres eigenen Kirchenverständnisses?

Hier werden wir verschiedene Möglichkeiten kennenlernen, die geschichtlich praktiziert worden sind und jeweils mit einer bestimmten Ekklesiologie einhergehen:

1. Wahrnehmung eines „außen“ – Infragestellung
2. Anlass zur eigenen Identitätsbildung (Entstehung der Ekklesiologie) – Selbstaffirmation
3. kontroverstheologische Polemik und Profilierung gegen die „anderen“ – Selbstverteidigung
4. Rückzug auf sich selbst („Mortalium animos“ 1928) – Selbstzufriedenheit / Verurteilung
5. „Elemente-Ekklesiologie“ des II. Vatikanischen Konzils – Vereinnahmung / Gleichgültigkeit
6. Dialog auf Augenhöhe („Ut unum sint“ 1995) – Anerkennung der Gegenseitigkeit
7. „versöhnte Verschiedenheit“ – Pluralität ohne Einheit
8. neue Apologie als Glaubensrechenschaft füreinander – Verantwortung vor Gott und den Menschen

1. Wahrnehmung eines „außen“ – Infragestellung

Die Wahrnehmung einer Fremdheit, eines „außen“ begleitet die gesamte Kirchengeschichte. In den ersten Jahrhunderten werden Spannungen, die die kirchliche Gemeinschaft vor eine Zerreißprobe stellen, mit der Einberufung von (lokalen) Synoden oder (ökumenischen) Konzilien beantwortet. Man fühlt sich verpflichtet, die Einheit ausdrücklich wiederherzustellen und zu feiern.

Demgegenüber ist es sogar ein Rückschritt, dass es in der Kirchengeschichte viele Jahrhunderte gibt, in denen man das Außen und die Fremdheit der anderen nicht wahrnimmt. Es ist ein Zeichen der mangelnden eigenen Katholizität.

Die Erfahrung der „Infragestellung“ lässt sich nicht vermeiden: Joh 14,22f.:

„Judas – nicht der Judas Iskariot – fragte ihn: Herr, warum willst du dich nur uns offenbaren und nicht der Welt? Jesus antwortete ihm: Wenn jemand mich liebt, wird er an meinem Wort festhalten; mein Vater wird ihn lieben und wir werden zu ihm kommen und bei ihm wohnen.“

2. Anlass zur eigenen Identitätsbildung (Entstehung der Ekklesiologie) – Selbstaffirmation

Die Kirche hat getan, was Jesus verweigert: Sie hat eine Theorie über die Andersheit des anderen und die eigene Identität entwickelt, Ekklesiologie genannt. Diese Ekklesiologie kann immer ein gelungenes Zeugnis über die Liebe und das Wohnen Gottes unter den Menschen sein. Sie kann aber auch eine Theorie der Selbstrechtfertigung werden.

3. Kontroverstheologische Polemik / Profilierung gegen die „anderen“ – Selbstverteidigung

Die „Kontroverstheologie“ ist gegenüber dem vorausgehenden Schritt der Identitätsbildung ein gewisser Fortschritt. Sie versucht zumindest, mit dem anderen in ein Gespräch zu kommen und ihn von der eigenen Sicht zu überzeugen. Das Anliegen der einen Kirche ist weiterhin lebendig. Die Gefahr ein „Gegenabhängigkeit“ und damit einer einseitigen Ausprägung der eigenen Identität ist groß:

Luther: Die Kirche ist unsichtbar.

Bellarmin: Die Kirche ist so sichtbar und so greifbar wie die Republik Venedig.

Beide haben Recht – und beide haben Unrecht ...

Aus ihrem polemischen Kontext gelöst, verselbständigen und „positivieren“ sich die kontroverstheologischen Aussagen und rufen Einseitigkeit im Kirchenbild hervor:

Reformatorisch: Säkularisierung der geschichtlichen Kirche.

Katholisch: Überinstitutionalisierung und Zentralisierung der sichtbaren Kirche.

4. Rückzug auf sich selbst („Mortalium animos“ 1928) – Selbstzufriedenheit / Verurteilung

De facto ist es im Laufe der Zeit aus kirchlichen, theologischen und politischen Gründen auf allen Seiten zu einem Rückzug auf sich selbst gekommen, bei der (nun konfessionell katholischen) Kirche verbunden mit der sicheren Überzeugung, bereits über alle Heilswahrheit in sich selbst zu verfügen.

Als Reaktion auf die erste Weltversammlung von „Faith and Order“ (1927 in Lausanne) erscheint die Enzyklika „Mortalium animos“ von Papst Pius XI. am 6. Januar 1928. Darin heißt es:

„Die Völker genießen noch nicht in vollem Maße die Segnungen des Friedens. Ja noch mehr: alte und neue Zerwürfnisse führen mancherorts zu Aufständen und zu Bürgerzwisten. All die vielen Streitfragen auf dem Gebiete der Ruhe und der Wohlfahrt der Völker können aber nur durch einträchtiges Zusammenarbeiten und Zusammenwirken aller jener gelöst werden, die an der Spitze der Staaten stehen und denen die Leitung und Förderung der Staatsangelegenheiten anvertraut ist. Andererseits zweifelt niemand mehr an der Einheit der ganzen Menschheit. So versteht man leicht, weshalb viele den lebhaften Wunsch hegen, die Völker möchten, bewogen durch ihre gemeinsame brüderliche Verbundenheit, die Bande ihrer gegenseitigen Zusammengehörigkeit von Tag zu Tag enger knüpfen.

Ganz ähnlich wollen nun einige auch auf dem Gebiete vorgehen, das der von Christus dem Herrn festgelegten Ordnung des Neuen Bundes unterliegt. Durch die Erkenntnis der Tatsache, dass es nur sehr wenige Menschen gibt, denen jeder religiöse Sinn abgeht, glauben sie sich zu der Hoffnung berechtigt, es werde sich bei aller Verschiedenheit der Völker bezüglich der religiösen Ansichten doch ohne Schwierigkeit eine brüderliche Übereinstimmung im Bekenntnis gewisser Wahrheiten als gemeinsamer Grundlage des religiösen Lebens erreichen lassen. Zu diesem Zwecke halten sie vor einer zahlreichen Zuhörerschaft Konferenzen, Versammlungen und Vorträge, zu denen sie alle ohne jeden Unterschied zur Aussprache einladen: Heiden jeder Art und Christen, und endlich auch jene, die unseligerweise von Christus abgefallen sind oder die seine göttliche Natur und seine göttliche Sendung erbittert und hartnäckig bekämpfen.

Derartige Versuche können von den Katholiken in keiner Weise gebilligt werden. Sie gehen ja von der falschen Meinung jener aus, die da glauben, alle Religionen seien gleich gut und lobenswert, weil alle, wenn auch in verschiedenen Formen, doch gleichermaßen dem uns angeborenen und natürlichen Sinn Ausdruck geben, durch den wir nach Gott verlangen und uns seiner Oberherrschaft gehorsam unterwerfen. Die Vertreter solcher Ansichten sind nun nicht nur in Irrtum und Selbsttäuschung befangen, sondern sie lehnen auch die wahre Religion ab, indem sie ihren Begriff verfälschen. Auf diese Weise kommen sie Schritt für Schritt zum Naturalismus und Atheismus. Daraus ergibt sich dann ganz klar die Folgerung, dass jeder, der solchen

Ansichten und Bemühungen beipflichtet, den Boden der von Gott geoffenbarten Religion vollständig verlässt.

Allzuleicht werden manche durch die Vorspiegelung einer scheinbar guten Sache getäuscht, wenn es sich darum handelt, die Einheit aller Christen untereinander zu fördern. Ist es nicht billig, so sagt man ja, ist es nicht heilige Pflicht, dass alle, die den Namen Christi anrufen, von den gegenseitigen Verketzerungen ablassen und endlich einmal durch das Band gegenseitiger Liebe verbunden werden? Wie könnte denn jemand den Mut haben zu sagen, er liebe Christus, wenn er sich nicht nach besten Kräften für die Erfüllung des Wunsches Christi einsetzt, der da den Vater bat, dass seine Jünger eins seien. War es nicht auch der Wille desselben Christus, dass seine Jünger daran erkannt und dadurch von allen anderen unterschieden werden sollten, dass sie sich gegenseitig lieben: Daran werden alle erkennen, dass ihr meine Jünger seid, wenn ihr einander liebt. Ja, so fügen sie hinzu, möchten doch alle Christen "eins" sein!“

5. „Elemente-Ekklesiologie“ des II. Vatikanischen Konzils – Vereinnahmung / Gleichgültigkeit

Auf diesem Hintergrund können wir einerseits erkennen, wie groß der Fortschritt ist, den das II. Vatikanische Konzil errungen hat, indem es das „außen“ der katholischen Kirche ausdrücklich in den Blick nimmt und positiv würdigt. Wie geschieht das? Hören wir das Konzil:

„Diese Kirche, in dieser Welt als Gesellschaft verfasst und geordnet besteht (*subsistit*) in der katholischen Kirche, die vom Nachfolger des Petrus und von den Bischöfen in Gemeinschaft mit ihm geleitet wird, auch wenn sich außerhalb ihres Gefüges mehrere (*plura*) Elemente der Heiligung und der Wahrheit finden, die als der Kirche Christi eigene Gaben auf die katholische Einheit hindrängen“ (LG 8,2).

Das Defizit dieser Bestimmung: Während in der katholischen Kirche die „Fülle“ der Heilmittel bezeugt wird und diese Kirche als Subjekt in der Geschichte betrachtet wird, werden die übrigen Gemeinschaften nicht in ihrer geschichtlichen Subjekthaftigkeit wahrgenommen, sondern gleichsam nur sachhaft über „Elemente“, die ihnen noch dazu eigentlich nicht gehören ... Die Kehrseite einer gewissen Vereinnahmung ist eine Art von „Entmündigung“ und dadurch eine Vergleichgültigung. Das Urteil über das, was in den anderen Kirchen wahr und wahrhaft christlich ist, gebührt nicht ihnen selbst, sondern der katholischen Kirche.

6. Dialog auf Augenhöhe („Ut unum sint“ 1995) – Anerkennung der Gegenseitigkeit

Die Enzyklika „Ut unum sint“ (1995) von Papst Johannes Paul II. wählt nicht nur einen anderen Umgangston, sondern nimmt auch ausdrücklich die Elemente positiv auf, die von Pius XI. in „Mortalium animos“ als verabscheuungswürdig verworfen wurden. Diese Enzyklika ist ein Musterbeispiel einer „topologischen“ Ekklesiologie angesichts (*coram*) der übrigen Christen. Dies gilt auf vielen Ebene:

- Der Papst geht an vielen Stellen „narrativ“ vor, d.h. er erzählt seine eigenen Erfahrungen bei ökumenischen Begegnungen. Er belehrt nicht mit einer katholischen Ekklesiologie, sondern gibt Zeugnis von seinen Einsichten in der Begegnung mit Christen anderer Traditionen.
- Er beginnt mit einem Topos jenseits äußerer kirchlicher Grenzen: mit dem Martyrium! Gleich in Abschnitt 1 der Enzyklika und wiederholt an weiteren Stellen weist er auf das Zeugnis der Märtyrer hin. Dort, wo Menschen an Christus glauben und für diesen Glauben ihr Leben hingeben, können sie nicht voneinander getrennt sein. Es gibt bereits ein „gemeinsames Martyrologium“ der Christen, in dem sie geeint sind. Papst Franziskus knüpft hier an, indem er vor der „Ökumene des Blutes“ spricht, da die Christenverfolger, bevor sie einen Christen töten, nicht nach dessen Konfession fragen ...

Bereits die Gliederung der Enzyklika zeigt, dass sich etwas gewandelt hat: Die Gliederungspunkte sind nicht mehr rein systematisch-theologisch gefasst, sondern enthalten

einen Wegcharakter, sie werden „synodal“. Es geht darum, einen „gemeinsamen Weg“ mit allen Christen zu gehen. Für diesen Weg wird der Ausdruck „Dialog“ verwendet, aber dieser Dialog ist gleichsam „synodal“ bestimmt, nicht technisch. So sind entscheidende Aspekte und Früchte des Dialogs: Erneuerung und Bekehrung, Gebet, Gewissensforschung, praktische Zusammenarbeit, Solidarität, Miteinander als Schwesterkirchen, Evangelisierung.

Text online:

https://www.vatican.va/content/john-paul-ii/de/encyclicals/documents/hf_jp-ii_enc_25051995_ut-unum-sint.html

7. „versöhnte Verschiedenheit“ – Pluralität ohne Einheit

8. Neue Apologie als Glaubensrechenschaft füreinander – Verantwortung vor Gott und den Menschen

Aus aktuellem Anlass präsentiere ich Ihnen einen Versuch, aus aktuellem Anlass ein Gespräch zu initiieren, das Kontroversen nicht verschweigt.

Online abrufbar unter:

<https://www.kath.ch/newsd/einladung-zum-kulturkampf-warum-der-parolin-besuch-keine-sternstunde-der-oekumene-war/>

Einladung zum „Kulturkampf“. Synodalität und Ökumene.

Ein Gastbeitrag von Barbara Hallensleben

Synodalität – dieses Wort weckt unter Katholiken nicht nur die Hoffnung auf innerkirchliche Reformprozesse. Es steht auch für eine tiefere ökumenische Verbundenheit der christlichen Traditionen. „Synoden“ gehören zur Leitungsstruktur der orthodoxen Kirchen. Als „synodal“ versteht sich die Kirchenleitung im protestantischen Bereich. Bedeutet der Eintritt der Katholischen Kirchen (der Plural ist kein Druckfehler, wie wir noch sehen werden!) in das Zeitalter der Synodalität eine ökumenische Wende und mehr Einheit im Sinne des Gebets Jesu: „alle mögen eins sein“ (Joh 17,21)?

Wer von der Hoffnung auf Ökumene durch Synodalität erfüllt gewesen sein sollte, blieb nach dem Besuch von Kardinalstaatssekretär Pietro Parolin zur Feier „100 Jahre Wiederherstellung der diplomatischen Beziehungen zwischen der Schweiz und dem Heiligen Stuhl“ perplex zurück. Der ranghöchste Repräsentant des Bischofs von Rom setzte ein starkes ökumenisches Zeichen und besuchte die Synode der EKS (Evangelisch-reformierte Kirche Schweiz). Seine Präsenz wurde jedoch nicht zum Anlass für ein gemeinsames Zeugnis synodal verfasster Kirchen, sondern Schauplatz einer öffentlichen Belehrung des hohen Gastes: Wahrhaft synodal sind wir, die Reformierten, denn wir sind aufgewachsen im Einklang mit der Entstehung der freiheitlich-demokratischen Kultur im 19. Jahrhundert, wir sind partizipativ und frauenfreundlich.

Das komplementäre Urteil über den ökumenischen Partner blieb nicht aus: Im 19. Jahrhundert verurteilte der Papst doch tatsächlich Gewissensfreiheit und Meinungsfreiheit. Die katholische Kirche sei hierarchisch strukturiert und folglich das Gegenteil von synodaler Partizipation. Immerhin wurde ihr großzügig ein „Schritt in die richtige Richtung“ attestiert. Auf der Grußliste der reformierten Kirchenratspräsidentin figurierte der Schweizer Bundesrat vor dem kirchlichen Staatsgast: Der normative Rahmen ist die lokale politische Autorität, der sogar die Höflichkeit der Gastfreundschaft zum Opfer fällt. Es ist genau der Rahmen, den die Katholische Kirche im

19. Jahrhundert durch ihren „ultramontanen“ Bezug zu einem (weltlich schwachen) Symbol einer alle weltliche Herrschaft übersteigenden Herrschaft Gottes energisch überschritten hat. Nicht (reformierte) Freiheit stand gegen (katholische) Unterdrückung, sondern eine liberale politische Freiheitsordnung mit exklusiven nationalistischen Tendenzen stand einer Freiheit entgegen, die selbst die höchsten Schweizer Berger überschreitet. Das nannte man Kulturkampf.

„Hier geht es nicht um Kulturkampf“ (EKS-Präsidentin im Interview mit kath.ch am 15.11.)? Beim Besuch von Kardinalstaatssekretär Parolin traf Reformierte Synodalität als demokratisch-parlamentarisches Prinzip auf die Synodalität einer Kirche, die ihren „gemeinsamen Weg“ (so die griechische Wortbedeutung von „synodos“) als Ausdruck der sakramentalen Verbundenheit im Leib Christi versteht. Synodalität ist also offenbar nicht gleich Synodalität? Gehen wir dieser Frage nach.

Eine Synode im kirchlichen Bereich ist eine Versammlung von Personen, die die Gesamtheit der Kirchenmitglieder vertreten und zur Beratung und Entscheidung über Fragen des kirchlichen Lebens zusammenkommen. Synodalität kennzeichnet nicht von Anfang an das kirchliche Leben der Reformation. Luther akzeptierte das „landesherrliche Kirchenregiment“ der protestantisch gewordenen Territorialfürsten, die meist „Konsistorien“ aus Theologen und Juristen zur Kirchenleitung einsetzten. Wo es im lutherischen Bereich „Synoden“ gab, setzten sie die synodale Tradition der bestehenden Kirche fort. Calvin betonte das Zusammenwirken der Pastoren mit mehreren (Laien-) Ämtern, deren Vertreter durch die männlichen (!) erwachsenen Gemeindeglieder gewählt wurden. Die protestantischen Synoden als Ausdruck kirchlicher Selbstverwaltung konnten sich erst ab dem 19. Jahrhundert durchsetzen. Aus der Synode wurde ein Kirchenparlament. Ein organischer Prozess der Modernisierung?

Blicken wir auf die Grundfrage: Synoden dienen der Wahrheitsfindung durch Mehrheitsentscheid. Diese bewährte Methode beruht auf der Hoffnung, dass sich eine optimale Annäherung an die Wahrheit durch Konsultation der Mehrheit ergibt. Das ist nicht ganz falsch. Es ist aber auch nicht ganz richtig: Mehrheiten können unerleuchtet agieren, sie können manipuliert sein oder einfach irren. Mehrheit ist keine Garantie für Wahrheit. Wahrheitsfindung durch Mehrheitsfindung ist das optimale Vorgehen in einer modernen Demokratie im Rahmen eines weltanschaulich neutralen Staates. Das gilt für Katholiken wie für Reformierte. Was also unterscheidet ihre kirchliche Vorstellung und Praxis von Synodalität? Nun, die formale Antwort ist klar: Für Reformierte unterscheidet sich ihre Synodalität gar nicht vom demokratisch-parlamentarischen Prinzip, für Katholiken sehr wohl.

Beim 50jährigen Jubiläum der AGCK.CH am 17.11. in Basel benannte die Präsidenten der EKS aus ihrer Perspektive die gegensätzlichen Zugangsweisen: Sie unterschied „demokratisch-partizipative“ Kirchen (wie die ihre), die sich „von unten“ aufbauen, von „zentralistisch-dogmatischen“ Kirchen, die sich „von oben“ her verstehen. Nicht deskriptiv, sondern normativ und klar abwertend für die katholische Sicht war diese Erklärung zu verstehen. Die Moderatorin hielt sich an das Schema und begrüßte Bischof Felix Gmür, Präsident der Schweizer Bischofskonferenz, als Vertreter der „zweiten Kirche“ der Schweiz, der auch entsprechend dezentral platziert war. Die Katholische Kirche als „zweite Kirche“? Das gilt weder chronologisch noch statistisch, sondern höchstens in einer Hinsicht: Sie verdient nur einen Trostpreis, wenn es darum geht, sich aus exklusiv schweizerisch zu präsentieren! „Hier geht es nicht um Kulturkampf?“

Versuchen wir eine alternative Bewertung der „zentralistisch-dogmatischen“ katholischen Kirche: „Von oben“ – das ist ein Definitionsmerkmal des Glaubens (ich dachte, das gilt gerade in protestantischer Perspektive?!). Glaube kommt „aus dem Hören“ (Röm 10,17) des Wortes Gottes, aus der himmlischen Weisheit „von oben“ (Jak 3,15). Die Wahrheit des Glaubens wird

nicht basisdemokratisch hergestellt, sondern empfangen und treu und kreativ zugleich bezeugt. Die katholische Sicht nennt das nicht „zentralistisch“, sondern erkennt darin die Tatsache, dass es nur einen Gott und Herrscher der Welt gibt, nur einen Erlöser in Jesus Christus. Nicht zuletzt gehört zu diesem Zeugnis von katholischer Seite daher der unermüdliche Hinweis auf eine Einheit und einen Frieden, wie die Welt sie nicht geben kann und worum die Welt in ihrer konstitutiv gewordenen Pluralität mit nicht allzu großem Erfolg beständig ringt.

Auch Katholiken streiten. Auch die Katholische Kirche besteht aus einem bunten Plural von Lokalkirchen. Sie leben – und streiten, wenn nötig – innerhalb der *Communio*, in der sie auch miteinander beten und feiern, in dem Raum, den der Bischof von Rom mit seiner Lokalkirche von Rom durch seine schlichte Existenz als Organ der Einheit bezeugt. Die Katholische Kirche ist ein Weltkirchenrat, der das Ziel des ÖRK bereits erreicht hat: verbindliche *Communio* unter Lokalkirchen mit ihren vielfältigen Charismen. Synodalität herrscht beständig unter den katholischen Kirchen, die den Singular der Kirche durch ihren „gemeinsamen Weg“ gestalten. Ein theologisch versierter reformierter Theologe aus Bern erklärte mir hingegen zu meiner Verblüffung bei der Freiburger Tagung zu Kardinal Parolins Besuch, trotz der klaren Verfassungsaussagen der EKS gäbe es den dort genannten „Singular“ der reformierten Kirche nicht – nicht einmal für die Schweiz!

Wie sieht es nun mit der katholischen „Synodalität“ aus? Orthodoxe und Katholische Kirchen haben in dieser Frage eine ökumenisch verheißungsvolle Einheit erreicht. Die Kirche ist nicht erst dann synodal, wenn sie eine Synode zusammenruft, sondern in ihrem gesamten Lebensvollzug. Jesus sagt von sich: „Ich bin *der Weg (odos)*, die Wahrheit und das Leben“. Glaube heißt: eine „Synode“ mit Jesus bilden. „Synodalität“ ist der Grundvollzug der Kirche als Leib Christi, das was Paulus „in Christus sein“ nennt. Hier sind alle, wirklich alle Glaubenden und Getauften beteiligt. Christen sind Menschen des neuen „Weges“ (Apg 19,9). So werden sie für die Welt als Kirche zum „Zeichen und Werkzeug“ des Heils (LG 1). In einer zweiten, engeren Definition ist die Synode ein Strukturelement dieser kirchlichen Existenz und paradoxerweise eine Unterbrechung ihres synodalen Grundvollzuges. Synoden dienen der Vergewisserung und Aktualisierung der empfangenen und bezeugten Wahrheit. Wie breit sie auch Konsultationen vornehmen, sie bleiben repräsentative Gremien, die möglichst gut darauf hören, „was der Geist den Kirchen sagt“ (Offb 3,22).

Zu diesem Dienst befähigt und beauftragt nach katholischem Verständnis in erster Linie die Weihe. Die geweihten Diener der Kirche halten die Differenz zwischen der faktischen Kirche und der je neu zu von Jesus Christus durch Gottes Geist zu empfangenen Wahrheit offen. Sie sind eine institutionalisierte kirchliche Selbstkritik. Manchmal tun sie ihren Dienst gut, manchmal weniger gut, manchmal sogar eher schlecht. Immer kommen sie aus dem Volk Gottes, das sie offenbar gut, weniger gut oder gar schlecht vorbereitet hat und mitträgt. Sie müssen sie nach strengen und anspruchsvollen Kriterien ausgewählt werden. Immer erfüllen sie eine kostbare Aufgabe: Sie erinnern die Kirche an die nicht von ihr gemachte und doch von ihr empfangene und im Leben zu bezeugende Wahrheit. Sie stehen im Dienst des ganzen Volkes Gottes, damit es seinen synodalen Weg durch die Geschichte mit Mut und Vertrauen gehen kann, damit jede Mutter, die ihr Kind beten lehrt sich als nicht weniger wichtig für das Heil der Welt weiß als der Bischof von Rom.

Die derzeitige Synode der Katholischen Kirche ist deshalb übrigens keine Synode, sondern eine „Synode über Synodalität“, d.h. eine Selbstvergewisserung über die synodale Qualität der Kirche, an der in der Tat alle beteiligt sind. Folglich ist es keineswegs nötig, „alle“ nun zu Synodalen zu machen. Zu erneuern ist das Selbstverständnis der katholischen Kirche als Sakrament des Heils.

Fraglos hat die Katholische Kirche ihre eigene Einsicht nicht immer auf optimale Weise eingelöst und ihr Freiheitszeugnis nicht selten pervertiert – doch sie trägt die Prinzipien der Selbstkritik in sich. Ihre Botschaft ist anstößig unübersehbar, weil sie zu einer widerständigen geschichtlichen Gestalt geworden ist. Dem Plural der politischen Kultur der modernen demokratischen Staaten steht in der *Communio* der katholischen Kirchen ein Singular gegenüber, der „versöhnte Einheit“ bezeugt.

Kardinal Parolin kam in die EKS-Synode nicht als beschämter Lehrling für Nachhilfeunterricht in Staatsbürgerkunde, sondern als souveräner Repräsentant einer Kirche mit einem reichen, gut reflektierten synodalen Selbstverständnis. Das weltweite Netzwerk von etwa 1,3 Mrd. Menschen, die in „versöhnter Einheit“ leben und die er im Namen des Papstes vertritt, ist für die politische Welt nicht uninteressant. Eine verstärkte Zusammenarbeit in Friedensfragen war denn auch Inhalt der gemeinsamen Erklärung, die Bundesrat Cassis und Kardinalstaatssekretär Parolin in Bern unterzeichneten. Hier von einer „ökumenischen Schieflage“ und von einem „privilegierten Zugang der Katholiken zur politischen Macht“ zu sprechen, ist einerseits überflüssig, andererseits widersprüchlich. Überflüssig, weil – wie Kardinal Parolin betonte – ein Schweizer Botschafter beim Heiligen Stuhl selbstverständlich die gesamte Schweiz in ihrer ökumenischen und interreligiösen Pluralität vertritt, bis hin zu interreligiösen Fußballmannschaften. Widersprüchlich, weil reformierte Landeskirchen ihrer Definition und ihrem Selbstverständnis nach ihre jeweiligen politischen Rahmenbedingungen nicht überschreiten. „Es gibt kein reformiertes Rom“ titelte Dr. Gottfried Locher in der Weltwoche.

Die katholische Kirche versteht sich als ein geschichtliches Zeichen für die Differenz zwischen den irdischen Mächten und der allein wahrhaft universalen und friedentiftenden Herrschaft Gottes, die der Papst natürlich nicht in sich verkörpert, auf die er aber als unübersehbares Zeichen verweist. Um diesen „Kulturkampf“, d.h. um die umstrittene Frage nach den leitenden Kräften der Geschichtsgestaltung, geht es weiterhin. Wir sollten ihn offener und ehrlicher austragen als im 19. Jahrhundert!